

ten? Wären sie nicht die ersten Wohnstätten für eine Konvivialität unterschiedlicher Kulturwelten? Müßte man an den Lebensformen unserer Klöster, auch an ihrer liturgischen und an ihrer pastoralen Öffentlichkeit, nicht diesen produktiven Austausch sehen, erleben und lernen können – und zwar auch als Vorbild für eine europäische Gemeinschaft, die nie bloß mehr ‚rein europäisch‘ sein wird? Wie gesagt, mit den Gelübden darf nicht nur etwas gemieden, es muß mit ihnen ja auch etwas gewagt werden, z. B. das Experiment solcher Konvivialität.“⁷

Männerorden in der katholischen Kirche können eine Zukunft haben, insofern sie bereit sind, Klerikalismus und Sexismus in den eigenen Reihen zu überwinden. Wenn sie ursprünglich zu einer breiteren Bewegung gehörten und diese gefährliche Erinnerung zulassen, besteht die Möglichkeit zu einer Neuorientierung. Jedenfalls kann eine Kirche auf dem Wege nach mehr geschwisterlichen Strukturen, Denk- und Handlungsweisen sich keine Institutionen leisten, die Geschwisterlichkeit verhindern oder zerstören. Das soll nicht heißen, daß es nicht weiterhin innerhalb der Kirche Gemeinschaften von nur Frauen oder nur Männern geben dürfe. Das soll aber wohl heißen, daß alle Ordensleute herausgefordert werden, in ihrem Leben und Engagement die Dimension der Partnerschaft zwischen Frauen und Männern zu verwirklichen. Denn nur so gibt es ein befreiendes und befreites Ordensengagement mit Zukunftsperspektiven.

Das gottgeweihte Leben und seine Sendung in Kirche und Welt ist die Thematik der nächsten Bischofssynode in Rom 1994. Es liegen im Augenblick sogenannte Lineamenta vor, ein Gesprächspapier, worin die verschiedenen Aspekte des Ordenslebens dargestellt werden. Von den Fragen, die im vorhergehenden angeschnitten wurden, findet man wenig in diesem Papier. Das sollte aber uns Ordensleute und ganz besonders uns Mitglieder eines klerikalen Männerordens nicht daran hindern, uns im Vorfeld der Synode Gedanken zu machen im angedeuteten Sinne.

⁷ J. B. Metz – T. R. Peters, Gottespassion. Zur Ordensexistenz heute, Freiburg 1991.

Gabi Treschnitzer

Neues Zu- und Miteinander von Frauen und Männern in der Pastoral

Wie erlebt eine Frau, die durch viele Jahre hindurch in einem Krankenhausesseelsorge-Team mit Priestern und Pastoralassistenten (Frauen und Männern) zusammengearbeitet hat, das Miteinander von Frauen und Männern in der Pastoral? Manche Unterschiede und Belastungen – wie der fundamentale Ausschluß von Frauen vom ordinierten kirchlichen Amt – lassen sich auch durch den besten Willen der Männer-Seelsorger (ob Priester, Diakone oder Laien) nicht beheben; anderes aber liegt sehr wohl an der Sensibilität der Männer. Hier haben Männer in der Pastoral, aber auch im Alltag, in der Ehe, im Umgang mit Mitarbeiterinnen sich immer wieder neu zu sensibilisieren. red

Die Überschrift ist eine These. Ein Arbeitstitel, zu dem ich aus meiner Sicht Stellung nehmen soll. Ich könnte auch ein Fragezeichen dahintersetzen – hieß es aus der Redaktion. Oder sollte es ein Rufzeichen sein? Ist es ein Wunsch, der sich hier formuliert, oder entspricht diese These irgendeiner Erfahrung? Ich weiß, was immer ich jetzt zu dieser These sagen werde, wird in irgendeinem Lager entweder auf heftige Kritik oder heftige Zustimmung stoßen . . .

Auf einer Studientagung der SeelsorgerInnen und ReferentInnen für studierende TheologInnen stellte der Referent die Frage: Wie wird man mutig? Antwort: Zuerst brauchst Du eine gute Theorie.

Meine Theorie, die mich *als Frau* in einen pastoralen Beruf gehen ließ, war der Satz aus Gen 1, 27: Gott schuf den Menschen als sein Abbild, als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie.

Dieser Satz machte mich mutig. Dieser Satz ist mir bis heute wichtiger als alle Abwehungen und Abwertungen der Frau in der Gesellschaft, aber vor allem in der Kirche. Dieser Satz machte mich mutig, ein für Frauen damals noch neues Land zu betreten. Zumindest für Frauen, die in ihrer Ausbildung den Priestern ebenbürtig sind. Dieser Satz machte mich mutig, einem Priester zu glauben, daß er wirklich gerne, ja lieber, mit

einer Frau zusammenarbeiten würde, und diesen für mich und ihn neuen Weg der Zusammenarbeit (nicht meiner *Mitarbeit*) zu beschreiten.

Das Mann-Frau-Thema ist so vielschichtig wie jede einzelne Mann/Frau-Beziehung überhaupt. Meine Eindrücke sind natürlich gefärbt von *meiner* Zusammenarbeit mit Männern, von *meiner* Art, Beziehungen zu Männern zu gestalten, von meinem Umfeld und Arbeitsgebiet, von meiner Lebenssituation.

Ich wage den Versuch zu diesem Thema, weil mir Bewußtheit im Umgang zwischen Männern und Frauen sehr wichtig ist; weil ich glaube, daß der seelsorgliche Alltagsstreß uns oft nur mehr agieren und kaum noch reflektieren läßt (und wenn, dann höchstens unser Tun für die anderen, aber nicht oft: Wie geht es mir mit dir als Mann/Frau/Priester).

Trotzdem behaupte ich, daß die Berufszufriedenheit sehr stark davon bestimmt ist, ob und wie dieses Verhältnis gelingt. Neben Sympathie muß es noch aufzählbare Kriterien geben für das Gelingen dieses Miteinanders. Bei meinen Aussagen stütze ich mich auf Umfragen der akademischen PastoralassistentInnen über ihre Berufszufriedenheit, auf viele Krankenhausmodelle, die ich mit MitarbeiterInnen reflektiert habe, auf Erfahrungen meiner KollegInnen, auf feministische Aussagen und auf meine eigene Erfahrung in der Pastoral.

1. These: Von der unüberwindlichen fundamentalen Ungleichheit – Priester und Frauen/Laien in der Pastoral

Nur jetzt keine feministische Amtsdiskussion, höre ich die einen seufzen. Es gibt doch schon so viele Tätigkeiten, die ohne die Weihe genauso getan werden können. Trotzdem können wir uns dem Thema Mann/Frau nicht nähern, wenn wir dieser diskriminierenden Aussage der Weiheunfähigkeit der Frau nicht ins Auge sehen und sie als schmerzliche Tatsache weiterhin weglegen. Sie steht im krassen Gegensatz zu dem Satz, der mich mutig macht. Natürlich werden jetzt männliche Kollegen sagen: „Ich bin verheiratet, aber nicht geweiht. Also für mich gilt das gleiche.“ Trotzdem behaupte ich, daß es gefühlsmäßig einen großen Un-

terschied bedeutet, ob man *ganz grundsätzlich* aufgrund seines Geschlechtes ausgeschlossen ist. Diese Apartheid – wie ein Kollege zu sagen pflegt – sitzt als Abwertung ganz tief. So tief, daß einige Kolleginnen freiwillig die untergeordnete Position beziehen, die ihnen von jeher von der Kirche zugewiesen wurde. Das sind übrigens Frauen, die oft über Jahrzehnte ohne größere Konflikte mit Priestern auskommen. Das ist die Pastoralassistentin, die „Man(n)“ sich wünscht.

Kolleginnen entwerfen neue Zugänge, eine neue Sprache, neue Definitionen – und in dieser unumgänglichen Auseinandersetzung wachsen sie zuweilen so weit von den vorgegebenen kirchlichen Strukturen weg, daß sie kaum mehr ihren Platz finden, in dem sie sich als Frauen verwirklichen können. Verständlicherweise verlassen diese Frauen oft den Arbeitgeber Kirche. Schade; aber das Entscheidende ist, daß sie nicht aufhören, sich lautstark zu artikulieren, auch außerhalb der „normalen“ Pastoral. Andere wandern in den zynischen Untergrund. Viele wandern von der Seelsorge in die therapeutische Tätigkeit. Und offen gesagt: Wir sind sowieso nicht viele. Und es scheint, daß wir nicht viel mehr werden.

Ich gehöre zu den Frauen, die sagen: Das Wichtigste ist eine Spiritualität des Hineindrängens: Mit größtmöglicher Selbstverständlichkeit einfach dasein, mitreden, mitbestimmen und sich langsam, aber sicher unentbehrlich machen. Die prinzipielle Ungleichheit ist als Druckpunkt da. Auch noch so verträgliche Teams werden immer wieder diese Grenze schmerzlich spüren und müssen sehr aufpassen, sich nicht gegenseitig *persönlich* für diese vorgegebene Struktur verantwortlich zu machen. Abwertungen wie: „Das entscheidest du jetzt nur, weil du Priester bist, und verläßt somit den Boden des Teamgedankens“, kommen dann genauso vor wie: „Warum bist du mit dem, was du schon darfst und wir schon erreicht haben, immer noch nicht zufrieden?“ Die Frauen sind verletzt, weil alles Bemühen um Gleichwertigkeit mit einem Satz umsonst gewesen zu sein scheint.

Die Priester sind frustriert, weil sie glauben, ohnehin schon so viel Macht abgegeben zu haben, und jetzt ist es denen immer noch nicht genug.

Es kann nicht genug sein, denn Frauen wissen, daß man ihnen nichts geben muß, um etwas wert zu sein. Genug kann es erst sein, wenn das simple Grundrecht der Gleichwertigkeit von Mann und Frau realisiert wird (siehe Gen 1, 27).

Priester und Frauen müssen erwachsen mit dieser Ungleichheit umgehen: d. h. diese sehen, nicht leugnen, soweit als möglich akzeptieren in der täglichen Arbeit, bei jeder Gelegenheit in der Öffentlichkeit klar aussprechen, daß es keinen wirklichen Grund dafür gibt, sich gegenseitig mitteilen, wie es einem damit geht, aushalten, daß Frauen massiv leiden, und nur ja kein vertröstendes: Aber schau doch, was du schon darfst . . . Es gibt ein ehrliches ungespieltes gemeinsames *solidarisches Leiden* an der Abwertung der Frau. Dieses Leiden ist z. B. so ein neuer Weg eines Miteinanders.

2. These: Vom unbekanntem Wesen zur beruhigenden Alibifrau – Frauen als „Frau“

Wir hätten sie gern dazu als Frau. Eine Frau soll auch aufs Podium. Der weibliche Aspekt soll auch noch durch einen Beitrag abgedeckt werden.

Die Situation der immer noch großen Seltenheit der Frau an wichtigen Orten der Pastoral läßt solche Sätze aus dem Boden schießen. Wenn meine Kinder mich fragen: Was mußt du denn dort tun?, sage ich sehr oft: Ich gehe als Frau. In den Anfängen der achtziger Jahre erlebte ich mich bei Vorträgen vor Krankenhauseelsorgern noch sehr stark als das unbekanntes Wesen; ein bestaunenswertes oder angstmachendes „ES“, von dessen Gattung es leider oder Gott sei Dank ohnehin nicht viele gab. Die Entwicklung zumindest im Bereich der Krankenhauseelsorge ist seit damals von einer Frau auf ein doch beachtliches Grüppchen angestiegen. Und das ist gut so. Es gibt sogar Modelle mit Leitungsfunktionen der Seelsorge durch Frauen. Aus dem seltenen Wesen ist keine ausgestorbene Art geworden. So gibt es sie nun, und es ist nicht recht ratsam, sie zu übersehen oder zu überhören. Nun wächst die Gefahr der Alibifrau: wir haben ja eh schon . . . Vielleicht geht es noch nicht anders. Aber ich träume davon, nicht deshalb eingeladen zu werden, weil ich eine Frau bin. Ich träume davon, nicht deshalb wo teilnehmen zu

müssen, weil eine Frau dort Fuß fassen sollte. Wahrscheinlich geht es noch nicht anders. Aber ich wünsche mir, daß unsere Kompetenzen und Zugänge, unsere Sprache und Spiritualität es sind, die uns qualifizieren. Ich möchte nicht mehr „als Frau“ gehen müssen, und doch wird es noch lange notwendig sein.

3. These: Vom Mißverständnis der „Rundum-die-Uhr-Verfügbarkeit“ als Grundlage der pastoralen Tätigkeit – Frauen und Teilzeitarbeit

Ich habe kaum Kolleginnen in der Pastoral, die Kinder haben. Ich gebe jetzt keine Analyse, woran es liegt; dazu ist dieses Problem zu vielschichtig. In meinem Erleben spielt es sich so ab: Einerseits ist es natürlich in der Sache klar, daß eine katholische Ehefrau auch Kinder hat. Weniger klar ist immer noch, daß sie damit auch arbeiten möchte. Im konkreten Umgang erlebe ich mich oft als Behinderte: Ach ja, du hast ja Kinder. Am Nachmittag darf keine Sitzung sein wegen der Kinder. Du stehst ja nicht mehr als die geforderte Arbeitszeit zu Verfügung (was sonst ja aus Idealismus selbstverständlich vorausgesetzt wird) wegen der Kinder. Es gibt eine Spannung zwischen ständiger Verfügbarkeit und zumindest theoretischem Verständnis für Mutterpflichten. Bei dem neuen Miteinander wünsche ich mir mehr Verständnis für die Doppelbelastung – das aber nicht ein herablassendes: „Ach, ich habe vergessen, daß du durch zwei Kinder verhindert bist“ ist, sondern ein nüchternes Wahrnehmen der Situation –, keine Privilegien, sondern ein Entgegenkommen bei Ausnahmefällen (z. B. Krankheit der Kinder).

4. These: Das Laie-Sein macht gleicher, als das Mann- oder Frau-Sein trennt – Männliche und weibliche Pastoralassistenten im Miteinander

Um gleich bei These 3 anzuschließen, ein neues Miteinander gibt es vielleicht am stärksten durch die „neuen Väter“. Gerade unter meinen Kollegen gibt es einen sehr hohen Anteil derer, die ihre elterliche Verantwortung bewußt und intensiv wahrnehmen. D. h.: Keine Überschreitung der Arbeitszeit oder sogar Arbeitszeitreduzierung, um viel bei der Familie sein zu können. Sie wollen

kein Alibi-Vater sein, sondern aktiv und partnerschaftlich ihre Rolle wahrnehmen. Diese Männer ebnen mit uns Frauen neue Wege. Qualität in der Seelsorge, auch wenn wir quantitativ nicht immer zur Verfügung stehen. Hier müssen neue Modelle entstehen, die nicht mehr an einem 24-Stunden-Priester orientiert sind. Diese Modelle müssen auch zugunsten von Priestern entstehen, denn auch diese sind immer weniger bereit, immer mehr tun zu müssen, weil sie immer weniger werden.

Solidarität der Männer mit den Frauen ist noch an weiteren Beispielen zu nennen: In der Krankenhausseelsorge erlebte ich diese Gleichwertigkeit besonders deutlich bei den eigenständigen Liturgien auf den Krankenstationen. Zunächst gab es Diskussionen um liturgische Kleidung. Die Alba stand mir zweifellos gut, aber es war für mich nicht stimmig, sie zu tragen. In den Anfängen trugen die männlichen Pastoralassistenten zuweilen eine Alba; sie hatten es dadurch bei den Patienten oft einfacher, weil es auf diese vertraut wirkte. Außerdem hielt man sie oft für Priester, und so hatten sie kaum die kritische Situation erlebt, in der frau gefragt wird: Dürfen Sie das überhaupt?! Ist das überhaupt katholisch? Schließlich verabschiedeten sich auch die männlichen Kollegen von der Alba, weil es auch für sie nicht mehr stimmig war und sie mit uns Frauen das Laie-Sein bewußt zum Ausdruck bringen wollten.

Ein weiteres Beispiel der Solidarität: In einem Beschluß der Salzburger Berufsgemeinschaft für akademische PastoralassistentInnen heißt es, daß die Männer die Weihe zum Diakon nicht anstreben, solange diese Möglichkeit nicht auch den Frauen geöffnet wird.

Natürlich spielt auf der kollegialen Ebene das eine große Rolle, was ich im ersten Teil zu beschreiben versuchte (Sympathie, Persönlichkeit . . .). Aber durch den Wegfall der fundamentalen Ungleichheit bleibt es eher auf der Ebene des Persönlich-miteinander-Könnens und ist meistens keine „Herrschaftsfrage“.

5. *These: Zwischen: „Erst wenn Frauen alles dürfen“ und „Ich lasse dich etwas am Amt teilhaben . . .“ – Zeichen setzen*

Ob Männer und Frauen, Priester und Frauen, Zeichen der Gleichwertigkeit setzen

können, hängt weitgehend davon ab, wie ehrlich sie miteinander umgehen und ob sie einander wohlwollend glauben. Dies gelingt am ehesten, wenn sie alles, was sie verletzt, stört, ärgert oder freut und fördert, in einer gemeinsamen Supervision ungeschminkt immer wieder zum Ausdruck bringen. Der ehrlich betroffene Austausch scheint mir unumgänglich für das Gelingen eines Zu- und Miteinanders. Wenn die Beziehung zueinander für jeden unverdächtig und glaubwürdig ist, dann gilt es, gemeinsame Zeichen zu setzen; Zeichen des Satzes, der mich mutig macht: Gen 1, 27.

1. *Kein Gang* zu kirchlichen oder sonstigen Zentralstellen, bei dem die Frau nicht dabei ist. Und das selbstverständlich ohne Diskussion, und wenn es sein muß, auch ohne Zustimmung derer, die aufgesucht werden.

2. *Klare Kompetenzaufteilung*, bei der überlegt wird, welchen Part eine Frau übernehmen soll (dabei meine ich nicht die klassische Aufteilung: Frauen zu Kindern und zu Müttern), um ein Zeichen zu setzen. Ein Beispiel: Im Krankenhaus werden die jährlichen Weihnachtsfeiern von der/dem jeweiligen SeelsorgerIn gehalten. So manches Personal höheren Ranges hätte dabei viel lieber einen Priester gesehen und gehört. Hier als Team nicht nachzugeben, sondern auch Konflikte zu riskieren, ist für mich ein solidarisches Zeichen. Klare Kompetenzaufteilung bringt nach einer Umfrage der akademischen PA klar zutage, daß die Berufszufriedenheit massiv von der Eigenständigkeit des Aufgabengebietes abhängt.

3. *Ohne Angst aufeinander verweisen*: Der/Die möchte lieber mit einer Frau sprechen, sagte der Priester zu seiner PA. Der/Die bräuchte einen Priester, sagt die PA zu ihrem Pfarrer. So müßte und muß es lauten im neuen Miteinander. Es muß eine Kultur des Sich-Ergänzens entstehen, des Sich-Ergänzens in Ämtern und Funktionen, im Können und in der Geschlechterrolle. Doch die Angst sitzt noch tief. Ein Priester brachte es mir gegenüber auf den Punkt: „Wenn ihr [Frauen] euch jetzt schon Seelsorger nennt, was sind denn dann wir?“ Dieser Mann hatte ehrlich seine Ängste ausgedrückt, Frauen könnten ihm etwas wegnehmen.

4. *Zeichen setzen im sakramentalen Bereich*. Ich zeige das am Beispiel von Krankensal-

bungsgottesdiensten: Während der Spendung des Sakramentes lege ich zunächst den Kranken die Hände auf, anschließend salbt der Priester Stirn und Hände. Beides gehört untrennbar zusammen und wird auch von den Menschen zutiefst so empfunden.

Bei Gottesdiensten gibt es viele Möglichkeiten, das Miteinander zum Ausdruck zu bringen. Bei der Gestaltung des Wortgottesdienstes, beim gemeinsamen Stehen um den Altar, beim Kommunionausteilen . . . Hier sind der Phantasie im Rahmen der jeweiligen Bedingungen kaum Grenzen gesetzt.

5. *Die liturgische Sprache:* Es hat sich schon in vielen Gemeinden eingebürgert, grundsätzlich von Männern und Frauen zu sprechen, respektive von Geschwistern. In meiner Pfarre ging die Solidarität mit den Frauen soweit, daß sich vor allem auch Männer (auch Priester) Zeit nahmen, bei den Gotteslobliedern alle Brüder, Söhne und ähnliches durch ein passendes Wort, das beide Geschlechter nennt, auszubessern.

6. *These: Ein neues Zu- und Miteinander kann überall dort entstehen, wo Männer und Frauen ehrlich miteinander umgehen, einander ihre Ängste, Leiden und Hoffnungen mitteilen und mit viel Geduld, phantasievollen Zeichen und Solidarität gemeinsam Schritt für Schritt wagen.*

Dominik J. Nimmervoll

Wie wird man „Altabt“?

Wenn die grundsätzliche Einstellung zum kirchlichen Amt stimmt, lassen sich immer wieder neue Wege finden, in der Ausübung wie in der Beendigung eines Amtes der eigenen Gemeinschaft und der Kirche als ganzer zu dienen. Als Abt in Pension zu gehen, um dann als Pfarrer in einer Gemeinde zu wirken, könnte auch für andere Inhaber höherer kirchlicher Ämter beispielhaft sein. Die Entscheidung P. Dominiks basiert auf einer starken Mitverantwortung der gesamten Ordensgemeinschaft an den Entscheidungsvorgängen. red

I. Meine Einstellung zum kirchlichen Amt

Auf die Anrede „Herr Altabt“ pflege ich gewöhnlich zu sagen: „Ich bin weder alt noch Abt. Abt war ich, alt fühle ich mich noch nicht; ich bin P. Dominik.“ Sicherlich ist in unserer prestigebewußten und titelsüchtigen Gesellschaft der „Altabt“ als ehrenvolle Anrede gemeint, weil man sich schwer vorstellen kann, daß jemand, der in einer doch relativ hohen kirchlichen Stellung war, jetzt einfach so ohne Titel dastehen soll wie ein ganz „gewöhnlicher“ Ordensmann. Außerdem vermute ich, daß hinter dem „Altabt“ die Anschauung steht, daß das Abtamt wie jedes kirchliche Amt der Persönlichkeit eine bleibende seinsmäßige Qualität verleiht, die auch eine Amtsniederlegung überdauert. Leider wird ja das Amt (in der Kirche) nicht sosehr als eine Dienstfunktion gesehen, sondern vielmehr als Machtbesitz, von dem man sich nur schwer trennen kann, und als persönliche Auszeichnung, auf die man nicht mehr verzichten möchte. Man wird sosehr mit der Rolle eins, daß man ohne sie nichts mehr hat, wovon man leben könnte. Die Bedürfnisse nach Anerkennung, Selbstdarstellung und Machtausübung, die man sich ja nicht eingestehen darf, werden durch das Einswerden mit der Rolle kompensiert und die sich daraus ergebende emotionelle und menschliche Verarmung ideologisiert als bedingungsloser Einsatz und aufopfernde Hingabe und unwiderrufliche Treue im übernommenen Amt. Das Menschsein wird als Bereich neben oder am Rand des ergangenen Auftrages abqualifiziert. So kann man sich vorstellen, daß eine durch Schwierigkeiten oder Alter erzwungene Amtsniederlegung eine schwere Katastrophe darstellt, während ein freiwilliger Amtsverzicht einfachhin unverständlich bleibt.

In meinem Verständnis ist das kirchliche Amt eine Aufgabe, in die man zwar seine ganze Persönlichkeit einbringen soll, die man aber nicht mit der eigenen Persönlichkeit verwechseln darf; darum galt für mich während meiner Amtszeit: „Ich erfülle den Dienst eines Abtes nach bestem Wissen und Gewissen, aber ich *bin* nicht Abt, sondern der Mensch P. Dominik.“

Weiters galt für mich der Grundsatz, daß man sich für kirchliche Ämter zur Verfügung stellen soll, wenn man dazu berufen wird